

# Juri Andruchowytch

*Der ukrainische Autor Juri Andruchowytch schreibt derzeit über die Städte, die er schon bereiste. Wien kennt er seit Jahren. Über den Zug 76 aus seiner Kindheit von Danzig nach Varna bis hin zu Cowboy-Zügen schildert er Doris Lippitsch, wie der Geruch von Zügen seine Erzählungen zwischen Wirklichkeit und Fiktion nährt.*

**Doris Lippitsch: Juri, in Geheimnis, einem Sechstage-Gespräch mit Egon Alt, deinem Alter Ego vom Prenzlauer Berg, wird eingangs eine Zugfahrt von Iwano-Frankiwsk nach Prag beschrieben. Welche Bedeutung haben die immer wiederkehrenden Züge, insbesondere der Warschauer zwischen Ostsee und Schwarzem Meer?** Juri Andruchowytch: Züge waren seit meiner Geburt wichtig. Ich habe sie vor allem gehört. Meine Eltern haben in Bahnhofsnähe gewohnt. Ich habe Züge nicht unbedingt gesehen, aber gehört. Diese Töne, die ich in meiner Kindheit wahrgenommen habe, sind eher mit einer schönen Erinnerung verbunden. Und mit dem Geruch von Bewegung und Reisen. Die Unruhe, die damit verbunden ist, kannte ich erst später.

**Eine Art Fernweh?** Ja, genau das! Eine meiner ersten Reisen war jene 1968 mit meiner Mutter nach Prag. Eine wirkliche Fernreise. Dazwischen gab es mit den Eltern Reisen in die Berge. Der Zug 76 existiert heute aber nicht mehr.

**Der Zug, der zwischen Ostsee und Schwarzem Meer fuhr?** Ja, nicht nur die ursprüngliche Route zwischen Danzig und Varna am Schwarzen Meer, auch die viel kürzere Variante existiert nicht mehr. Die Zwischenvariante, an die ich mich aus meiner Kindheit erinnere, die damals vielleicht nicht diese Nummer hatte, war der sogenannte Warschauer, die Verbindung zwischen Warschau und Varna oder Constanța. Manchmal gab es Tage in der Woche, wo er auch von Danzig nach Varna fuhr. Von einer Meeresküste zur anderen.

**Dieser Zug hielt in Iwano-Frankiwsk?** Ja, rund 15 Minuten. Ich erinnere mich noch ganz gut: Mit diesem Zug reisten in den 1960er-Jahren fünf Verwandte aus Krakau an, die in Przemyśl umgestiegen waren. Przemyśl ist die östlichste Eisenbahnstati-

on Polens. Die politische Situation mit Rumänien verschlechterte sich zusehends durch Ceausescous antisowjetisches Regime. So gab es keinerlei Beziehungen mehr zwischen Rumänien und der UdSSR. Die letzte Station in der Ukraine, Czernowitz, nur 30 Kilometer von der rumänischen Grenze entfernt, war zugleich Endstation. Die Polen sollten dann weitere Wege nach Rumänien finden.

**Sie werden als Transitpolen beschrieben, die nicht aussteigen durften?** Ja, was machten die Polen in Rumänien? Das kann ich nicht genau sagen. Aber sie reisten sehr intensiv und verkauften unterwegs Jeans, Kaugummis etc. Damit kauften sie dann Gold ein in Rumänien, Bulgarien und sogar in der Türkei. Billiger, das man dann in Polen wieder sehr günstig weiterverkaufen konnte. Das waren die ersten Business-Leute des sozialistischen Polens. Ende der 1970er-, Anfang der 1980er-Jahre, als ich in Lemberg studierte, habe ich diesen Zug sehr oft benützt. Oder besser: wenn ich Glück hatte. Es gab lange Warteschlangen und oft nur ausverkaufte Züge. Aber für mich war der Zug von Lemberg nach Iwano-Frankiwsk, das wir auch Franky nennen, in weniger als zwei Stunden sehr günstig. Sonst musste ich den Cowboy-Zug nehmen.

**Den Cowboy-Zug?** Ja, dieser Zug war schmutzig und langsam. Er fuhr von Lemberg nach Czernowitz, um 22.00 Uhr in Lemberg ab und war erst um 5.00 Uhr morgens in Franky. Ich schlief dann bis 1.00 Uhr mittags, aß mit meinen Eltern und musste schon wieder meine Sachen packen und bald wieder zurück nach Lemberg. Das war leider meist der Fall. Den Warschauer, den 76er, zu erreichen, war jedes Mal ein großer Erfolg!

**Daher auch das eindrückliche Bild der Transitpolen in den Waggons vom Bahnsteig aus?** Ja, das sind frühe Erinnerungen Ende der 1960er. Ich war noch ein kleiner Junge, ein Schüler, der manchmal zum Bahnhof ging, um den Warschauer zu sehen. Natürlich träumte ich damals davon, auch mal mit ihm zu fahren. Es war den Polen einfach nicht erlaubt, den Zug zu verlassen. In der Ukraine waren sie Transitfahrgäste. Für die Sowjetmenschen war das alles sehr klar, was bedeutete, dass Polen sowjetisches Territorium nicht betreten durften und

entweder nach Rumänien oder Bulgarien führen. Ich vermute, dass die Waggons, wo die Polen waren, völlig gesperrt waren. Sie stiegen in Warschau oder in Przemyśl ein und sollten dann erst wieder in Constanța oder in Varna aussteigen. Die Gegend zwischen Lemberg und Franky war in der Zwischenkriegszeit polnisch. Vielleicht standen sie am Fenster mit der Hoffnung, ein Stück ehemaliges Polen zu sehen.

**Die Grenzen wurden mehrmals neu gezogen.** Ja, das dachten die Polen. In unserer Wahrnehmung war das aber nicht so! Diese Bahnstrecke wurde also immer kürzer und fuhr zuerst noch zwischen Czernowitz und Przemyśl. Mit einem kurzen Aufenthalt in Kolomyja oder Kolomea, wie galizische Juden diese Stadt nannten. Kennst du Kolomea? Leopold von Sacher-Masochs Don Juan von Kolomea? Die kleine Stadt zwischen Franky und Czernowitz ist ethnografisch sehr geprägt. Huzulen siedelten hier früh an. Also, die Stationen waren Kolomea, Franky, Lemberg, Przemyśl, und das war dann alles. Vor einem Jahr wurde dieser Zug 76 ganz eingestellt. Jetzt gibt es nur die Verbindung zwischen Czernowitz und Lemberg, eine Nummer 608. Das ist wichtig: Wenn die Nummer aus zwei Ziffern besteht, bedeutet das bei uns, dass es ein Schnellzug ist. Wenn es drei Ziffern sind, dann eben ein Passagierski, ein, sagen wir, einfacher Zug. Die schlimmsten sind aber die, die mit 600 beginnen. Das sind diese Cowboy-Züge. Nehmen wir 608. Warum wurde dieser Zug zwischen Lemberg und Przemyśl aufgehoben? Der Zug wurde vor allem von Schmugglern benutzt. Das sind die Leute, die in Lemberg zustiegen und dann in der halben Stunde bis zur Grenze alle Verstecke mit Zigaretten und anderem ausgefüllt haben. Das habe ich mehrmals gesehen. Viele machten das jeden Tag, eine Hin- und Rückfahrt, kennen die Zöllner seit, sagen wir, hundert Jahren, sind irgendwie mit ihnen befreundet oder auch nicht, manchmal auch verfeindet. Manchmal habe ich erlebt, dass die Zöllner streng sind und alles aufdecken.

**Zwischendurch?** Ja, manchmal lassen sie es. Das läuft über höhere Strukturen. In der letzten Zeit aber war es sicherlich damit verbunden, dass Polen nun Außengrenze im Schengen-Abkommen ist und die polnische Seite seitdem viel strenger kontrolliert wird. Alle Waggons wurden bei den Durchsuchungen regelrecht demoliert. Es gab überall Verstecke für die Zigaretten und sie sollten alles demontieren.

**Und die Abteile infolge zerstört?** Ja, ja! Ich fuhr mehrmals mit dem Zug. Schon da gab es nur mehr Fragmente einer Bodenplatte. Alles war zerstört. Die Eisenbahn in Czernowitz hatte kein Geld, um die Waggons immer wieder neu zu montieren. Das wurde mit der Zeit einfach zu teuer.

**Und so wurde der Zug schlichtweg eingezogen?**

Ja. Das ist die traurige Geschichte des Zuges 76. Die einzige Fortsetzung, die es davon gibt, ist Potyah 76 – Zug 76, ein Online-Magazin, das ich gemeinsam mit meinem Freund aus Czernowitz mache. Zwar nicht systematisch, aber mit Enthusiasmus. Die Zeitschrift ist mit Beiträgen aus Ländern und Regionen entstanden, die im Osten, in Mitteleuropa liegen. Es erscheint alle drei Monate, dazwischen wird es mit kulturellen Nachrichten ergänzt. Das Magazin ist wie ein Zug gestaltet. Auf einer Landkarte oder einem Waggon kann man Autoren aus verschiedenen Ländern und mit mehreren Navigationsmöglichkeiten wählen. Einen Teil des Waggons nennen wir Tambur, wo man beispielsweise raucht. Tambur machen wir jetzt getrennt, der Diskussionsraum ist eine Art Blog-Raum, etwa wie YouTube oder MySpace aufgebaut. Da gibt es die Möglichkeit für unsere Besucher und Gäste, sich zu treffen und etwas zu besprechen.

**Wann betreust du den Zug 76?** Wenn ich so gar nichts zu tun habe, reserviere ich ab und zu einen Tag für diese Zeitschrift. Zum Glück habe ich meinen Freund Oleksandr Bojtschenko in Czernowitz, der es mitbetreut. Wir haben auch junge Leute bekommen, die einen Teil der redaktionellen Arbeit übernehmen und Nachrichten vorbereiten. Es geht nun schon um einiges besser.

**Die Zeitschrift erscheint in ukrainischer und in polnischer Sprache?** Ja, auch auf Polnisch. Das ist eine ganz andere Redaktion. Die polnische Variante wird selbständig mit einer eigenen Adresse gemacht, die sich um eine Reise, eine ständige Bewegung bemühen.

**Du studierst Landkarten, Grenzen werden verschoben, Wirklichkeit und Fiktion lösen sich auf. Perspektiven von oben und von unten kündigen sich mit dem Titel Engel und Dämonen der Peripherie an. Die orangene Revolution und der Rückfall: deine persönliche Sicht der Ukraine?** Das ist das Land, das ich nicht verstehen kann: die

Ukraine. Ich denke, dass ich heute überhaupt keine Vision von diesem Land habe. Ich lebe jetzt in einem Moment und stelle fest, dass all meine früheren Theorien nicht eingetroffen sind, in denen ein mögliches neues Leben mit der orangenen Revolution 2004 erhofft war.

**Das auch viele andere erhofft hatten ...** Ja, ich habe damals so herrlich Unerhofftes erlebt. Und alle, die damals auf dem Maidan in Kiew standen, und das waren manchmal bis zu einer Million Menschen, hatten diese Hoffnungen, die sich weiter entwickeln sollten. Dabei geht es heute nicht um eine Enttäuschung, sondern vielmehr um die Stagnation in diesem Land. Ich bin mir sicher, dass sich diese Gesellschaft weiter kreierte und organisierte zu einer weiteren – sagen wir – Revolution. Derzeit aber kann ich nichts Klares sehen. Ich denke, dass die verschiedenen Strukturen der bürgerlichen Gesellschaft, die so toll und modern in der Revolution gewirkt haben, degradiert sind. Ich kann zumindest nicht spüren, dass sie gesellschaftlich aktiv sind. Es sieht so aus, als ob jeder für sich alleine stirbt. Und das ist alles. Irgendwie sind wir wieder in der Mitte der 1990er-Jahre angelangt. Und unser (nächstes) 2004 wird nicht früher als 2017 kommen.

**„Mit dazwischen Gasgestank“, wie du in Engel und Dämonen der Peripherie schreibst. Eine Situation, angelehnt an (Wolodymyr) Jaworski, einen Lemberger Helden des Underground in den 1970er- Jahren?** Ja, was auch um 2000 wieder aktuell war. Ich kann all das wiederholen, was er vor acht oder zehn Jahren geschrieben hat. Das ist traurig. Das hat natürlich aber auch mentale Gründe. Das ist zurückzuführen auf verschiedene Haltungen in den vielen Regionen der Ukraine, wie beispielsweise die Gewohnheit, immer zu klagen.

**Das ist auch sehr Wienerisch ...** Dann weiß ich zumindest, von wem wir das haben! Als Beispiel eine Umfrage in allen ehemaligen Sowjetrepubliken: Die Ukrainer haben ihre Lage am schlechtesten charakterisiert. Von allen. Es geht ihnen aber wirklich nicht so schlecht wie vielen anderen. Eine typische Antwort auf die Frage, wie es einem Ukrainer geht, ist etwa: „Ach, das ist überhaupt kein Leben! Soll das Leben sein?“ 2004, das war wie ein Wunder, wie ein Märchen! Und natürlich ein bisschen auch literarisches Sujet, mit all diesen Linien, Geschichten und Verflechtungen: Herr Juschtschenko wie ein Prinz,

der wie unsere größte Hoffnung kam. Und der böse König, der ehemalige Präsident. Juschtschenko, der gemeinsam mit der Prinzessin (Anm.: Tymoschenko) kämpft ... Man kann sofort die Spannung zwischen den beiden sehen. Und dann der böse Kanzler Janukowytsch. Alles wie in Carlo Gozzis Liebe zu den drei Orangen (Anm.: Oper von Sergei Prokofjew in vier Akten und einem Vorspiel. Für das Libretto hat Gozzi das Märchendrama Die Liebe zu den drei Pomeranzen bearbeitet). Wenn eine Gesellschaft für längere Zeit in so einem Märchenzustand, in so einer Märchenwelt schwelgt, sind auch ihre Hoffnungen und Erwartungen ebenso märchenhaft. Als Juschtschenko Ende 2004 den dritten Wahlgang schon gewonnen hatte, war das so, als ob das Märchen nun Wirklichkeit geworden wäre. Und zugleich auch das Ende der Geschichte, wenn ab dieser Minute alles nur besser wird. Das war tatsächlich aber nur der Anfang. Die Gesellschaft sollte nach diesem Sieg nicht weniger aktiv als davor sein. Es gab so viel Arbeit, die bis heute nicht gemacht wurde. Das ist natürlich schrecklich, bei so übertriebenen Hoffnungen den dramatischen Fall zu sehen.

**Was du auch sehr tragisch und zynisch mit „Biomasse“ formulierst.** Das ist das Wort von Julija Tymoschenko. Das sagte sie zu Leuten, die eine Demo organisierten. Sie fragte: Wie viel Biomasse haben wir für heute? Biomasse als Mittel, die eigenen persönlichen politischen Ziele mit einer Schar, sagen wir von 300.000 Menschen, zu erreichen. In Engel und Dämonen wird die Landschaft mit Hang zur Peripherie, perverser Liebe zu allem, was verschwindet, untergeht, zerfällt beschrieben. Das ist bereits ein Zitat von Stasiuk, ein für mich sehr wichtiges (Anm.: Mein Europa, gemeinsam mit dem polnischen Schriftsteller Andrzej Stasiuk, das dieser in Unterwegs nach Babadag fortsetzte). Und die Passage, in der von Anlegestellen auf den Inseln im Donaudelta die Rede ist, wo höchstens zwei Mal die Woche eine Fähre hält, in den mit Unkraut überwucherten Hotels namens „Europolis“ zu den gelblich grauen Landschaften mit Resten von Betonbunkern. Leider habe ich das Donaudelta nicht gesehen. Ich habe Andrzejs Eindrücke beschrieben. Der Text, den ich für Mein Europa geschrieben habe, bedeutete, und das ist der Unterschied, schon das Ende dieses Projektes. Andrzej hat weitergeschrieben. Sein Teil wird fortgesetzt mit Reiseberichten wie über Deutschland, auf Polnisch geschrieben: Dojczland, die Aufzeichnungen des intellektuellen Gastarbei-

ters. Schlüsselproblem für mich ist in dem Text die Zeit mit ihren verschiedenen Abläufen zwischen Vergangenheit und Zukunft. Deswegen gehe ich immer wieder zurück in meine Kindheit und Jugend, wo ich zufällige Erzählungen aufgegriffen habe. Als ich soweit war, das alles schon systematisch notieren zu können, waren diese Personen nicht mehr da. Wie auch mein Vater. Das ist auch ein Raum für meine Fantasie. Wenn ich beispielsweise ein Fußballspiel im Jahre 1944 beschreibe, wo mein Vater ein Tor für die slowakische Mannschaft in diesem Dorf schießt, hat er mir das nie erzählt. Der Verlauf des Spiels entspringt meiner Fantasie. Andrzej's Schwerpunkt ist sein eigenes Reisen. Er bemüht sich, in diesem Teil der Welt all das zu beschreiben, was sich nicht ändert, konstant ist. Nicht aber europäische Themen, die EU-Erweiterung oder Globalisierung, die im Prinzip nichts ändern können. Vielleicht die Oberfläche, aber nicht das, was sich darunter befindet. So entsteht da oder dort ein McDonald's oder du kannst jemanden am Donaudelta mit einem T-Shirt treffen, auf dem so was wie „New York City“ steht. Und auch im Hotel „Europa“ übernachten, wo eine junge Hostess im Minirock Wodka (Anm.: rumänisch *cujka*) auf einem Tablett für die Gäste bereithält. Seine Bilder sind sehr sprechend. Er ist ein aufmerksamer, genauer Beobachter und sieht winzigste Details. Ich bin mehr in der Fantasie. Das sieht auch Andrzej so.

**Und wirst mit deiner Selbstbeschreibung „zwischen Sisyphos und Sacher-Masoch“ nicht müde, diese Visionen aufzuzeichnen?** Ja, das ist die Hauptsache: Ich kann nicht anders. Also, prinzipiell wäre es nicht schlecht, überall zu sein. Ich bin aber zu einem Teil von meiner Leserschaft abhängig, die sehr unterschiedlich ist. Es gibt die einen, die alles, was ich mache, sehr streng kritisieren. Das ist auch produktiv. Die Ukraine ist das einzige Land, wo ich so stark kritisiert werde. Wenn ich irgendwann wegfare, haben Kritiker mehr Gründe, es noch strenger zu machen. Man wirft mir vor, keine Gefühle zu dem Land zu haben.

**Wie reagierst du darauf?** Nicht mit meinen Texten. Ich lebe mit diesen Vorwürfen, die in meinen Texten aber vielleicht immer eine bestimmte Rolle spielen. Nachdem ich Mitte der 1990er-Jahre meinen dritten Roman veröffentlicht hatte, hatte ich sofort die nächste Idee für Zwölf Ringe. Dieser Roman sollte perfekt sein, damit Kritiker meine Texte nicht mehr angreifen können und schweigen werden. Da

war ich noch sehr naiv. Ich denke, dass das natürlich kein perfekter Roman ist und habe sofort sehr viel schlechte Kritik bekommen. Ich kann das irgendwie unter der Kategorie „Erwartung eines Wunders“ verstehen. Diese ukrainischen Minderwertigkeitskomplexe führen nicht nur zu Klagen, sondern auch dazu, dass man jemanden erhofft, der erfolgreich ist. Wenn er aber wirklich erfolgreich ist, hasst man ihn dafür.

**Lemberg hat sehr viele Literaten hervorgebracht. Deine Beziehung zu dieser Stadt?** Das ist wie eine Liebesgeschichte, die ziemlich unglücklich verläuft. Zuerst war das sehr glücklich. Wichtig war Lemberg unterwegs nach Prag (Anm: Zugfahrt 1968 nach Prag), als ein Punkt auf der Erde, wo man schon Vorgefühle von Prag hatte. Architektonisch gleicht Lemberg in ihren Fragmenten Prag, Budapest oder auch Krakau, ist aber natürlich viel kleiner. Vielleicht war es ein Bedürfnis, sich selbst zu täuschen. Was meine ich damit? In meinen Studienjahren gab es keine Möglichkeit, nach Budapest oder Prag zu fahren. Ganz zu schweigen von Wien. Lemberg bedeutete folglich das alles für mich. All das sollte in dieser Stadt, ein Art Ersatzstadt, sein. Eine Imitation von der Welt, die ich mochte, die ich wollte. Das kam zusammen mit weit mehr als 90 Prozent, die für mich auch mit all den sozialistischen Bauten völlig uninteressant waren. Es waren die 10 Prozent, die mich interessierten und zu folgendem Schluss führten: Ohne Menschen ist das keine schöne Stadt. Am Ende meiner Studienzeit hatte ich schon die verschiedenen geheimen menschlichen Strukturen in Lemberg kennengelernt, für mich eine Andegraund-Stadt. In dieser Zeit beginnt meine echte Liebe zu Lemberg. Ich lebte in Franyk, kam aber so oft wie möglich in diese Stadt, um diese Leute zu treffen. Die wichtigsten Bekanntschaften, die interessantesten Episoden meiner Jugend, wie auch unsere poetische Gruppe Bu-Ba-Bu (Anm.: Burlesk-Balagan-Buffonada) waren in Lemberg. Nur einer der Gruppe lebte in Lemberg, aber alle kamen hier zusammen, um sich zu sehen.

**Und Lemberg heute?** In den 1990er-Jahren wurde Lemberg mehr und mehr zerstört. Bis heute. Die Stadt ist unglaublich provinziell geworden. In unfreien Zeiten, also in sowjetischen Zeiten, war das anders. Man war stolz, wenn man sagte, dass man aus Lemberg war. Die Stadt hat das seitdem verloren und ist heute eine der 25 Gebietsstädte der Ukraine.



Auch im Sinne des kulturellen Lebens. Manchmal sehe ich Zeichen, dass es zum Besseren geht. Das ist aber wie mit der gesamten Ukraine: Ich kann diese Entwicklung nicht verstehen und nicht sagen, wohin das geht. Viele sind entweder ausgewandert oder tot.

**Du hast vor Jahren kurz in Wien gelebt. Deine Eindrücke?** Negativ, Wien war 1997 für mich eine Stadt großer Hoffnung. Um etwas zu übertreiben: Da kam ich aus Galizien, einem alten Land mit so großer Kultur. Aber niemand hatte eine Ahnung. Es gab auch kein Interesse. Deswegen war das eine fremde Stadt für mich. In Geheimnis notiere ich, was ich meinem Vater von Wien erzählte, der eine einzige Geschichte mit Wien verband: das Riesenrad. Ich war natürlich nicht dort, habe ihm aber gesagt: jawohl, tolle Sache! Das Tollste in Wien, alles andere negativ. Leider war es wenige Wochen vor seinem Tod und ich ließ ihn in diesem Glauben, dort gewesen zu sein. 2007 lebte ich kurz in Krems. Das war eine schöne Zeit. Ich habe sehr viel und gut geschrieben und bin auch immer wieder nach Wien gefahren und habe mich in Bezug auf diese Stadt beruhigt. Natürlich hat sich Wien nach zehn Jahren verändert. Wien ist wie eine andere Stadt als die, die ich vor zehn Jahren kennengelernt habe!

*Juri Andruchowytch, 1960 in Iwano-Frankiwsk geboren, studierte Journalismus in Lemberg und Moskau und lebt nach Aufenthalten in Westeuropa und den USA wieder in der Westukraine. Er debütierte als Lyriker und veröffentlichte zahlreiche Essays und Artikel zu aktuellen Themen. 1985 gründet er mit zwei Kollegen die Performancegruppe Bu-Ba-Bu, während Gorbatschow die Politik der Perestrojka verkündet. Im deutschen Sprachraum wurde er mit dem Essayband Das letzte Territorium (2003) bekannt. Weitere Publikationen sind Mein Europa (2004), gemeinsam mit dem polnischen Schriftsteller Andrzej Stasiuk, Zwölf Ringe (2005), Moscoviada (2006), Engel und Dämonen der Peripherie (2007) und zuletzt Geheimnis (2008). Er wurde vielfach ausgezeichnet, darunter mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung 2006.*

*Interview: Doris Lippitsch*